

Lonesome Agnes: Gender am Beginn und nach der Ethnomethodologie

Stefan Hirschauer

Die Agnes-Studie ist mit 70 Seiten das deutlich umfangreichste Kapitel der ›Studies‹ und gehört zu jenen Arbeiten, die paradigmatisch dafür stehen, was Ethnomethodologie ist: eine hingebungsvoll empirische Praxeologie sozialer Situationen. Nach einer Vorstellung der Studie (1) soll sie hier als herausragender Schlüsseltext in der Geschichte der Gender Studies gewürdigt werden, der in der Rezeption manche Verwässerung und unangemessene Kritik erfahren hat (2). Gleichwohl hat die Fallstudie drei Grenzen – ihre Erzählperspektive, ihr Datenmaterial und ihre Involvierung ins klinische Feld – die zu einer konzeptuellen Individualisierung von Agnes führten (3). Dieser Anstrich entfaltete sich aber auch vor dem Hintergrund von Garfinkels theoretischem Anliegen in Frontstellung zur dominanten Soziologie seiner Zeit (4). Heute lassen sich die Stärken und Schwächen der Agnes-Studie ebenso unbefangen benennen wie die Grenzen und möglichen Zukünfte der Ethnomethodologie (5).

1. Die Studie

Garfinkel begegnete Agnes Ende der 50er Jahre als Hospitant der Universitätsklinik von Los Angeles, die gerade begann, den Geschlechtswechsel zu einer Statuspassage unter medizinischer Regie zu machen. Agnes hatte sich 1958 in der Klinik als Frau mit Brüsten und Penis vorgestellt und war vom Psychiater Robert Stoller als ›intersexuell‹ klassifiziert worden. Auch Garfinkel ging während seiner 35 Stunden Interviews mit ihr davon aus, mit jemandem zu sprechen, die eine schwere anatomische Anomalie hat, und sich, wie er versichert, in vielen Hinsichten von Transvestiten, Homosexuellen und »Trans-sexualisten« unterscheide. Erst acht Jahre später eröffnete Agnes ihren Ärzten einen verschwiegene Östrogenkonsum, der sie retrospektiv als Transsexuelle erscheinen ließ. Stoller ließ diesem Geständnis 15 Stunden weiterer Interviews folgen, die Garfinkel zur Reinterpretation seiner Studie nutzen wollte. Daher heißt es ›part 1‹ in ihrem Titel, ein ›part 2‹ erschien aber nie, nur ein vierseitiger Anhang, der ausgiebig aus einem Buch Stollers zitiert.

Der Text ist schwierig, weil er die minutiöse Darstellung eines empirischen Falles für eine überwiegend implizit geführte Auseinandersetzung zwischen vier Handlungstheorien nutzt: der von Parsons, Schütz, Goffman und der Spieltheorie. Garfinkels zentrale These ist dabei, dass das Handeln nicht einfach Ziele in einer schon gegebenen sozialen Ordnung verfolgen kann, weil es diese Ordnung erst herstellen muss.

Eine zweite, ebenso implizite Argumentationsfront des Textes verläuft zwischen der klinischen und der soziologischen Sichtweise. Für die Klinik waren ihre Patienten Gesellschaftsmitglieder mit einer devianten Weltsicht, die unter Krankheitsverdacht zu stellen waren. Anstelle dieser ausgrenzenden Sichtweise bemüht sich Garfinkel um eine mimetische Rekonstruktion von Agnes Perspektive. In performativer Hinsicht mitvollzieht der Text ihre subversive Selbstinklusion in die Mehrheitskultur. Denn Agnes schloss sich rigoros in eine kulturelle Konzeption der Zweigeschlechtlichkeit ein, die ihren eigenen Fall ausschloss: »she wanted ›in‹« (1967: 178). Orthodox vertrat sie die entsprechenden Alltagstheorien ihrer Gesellschaft, also deren Ethnosozologie.

Auf der anderen Seite musste Agnes aber für ihr Leben als Frau ein scharfes Bewusstsein von der praktischen Herstellung des Frauseins entwickeln – ein explizites Wissen, das für diejenigen, die ihre Geschlechtszugehörigkeit unhinterfragt hinnehmen können, bloße Routinen sind. Agnes Weltwahrnehmung war hochgradig krisenhaft im Sinne von Schütz. Sie war eine ›Fremde in der eigenen Kultur‹. Eben deshalb war sie für Garfinkel eine Expertin in der Erzeugung von Geschlechtsgeltung. Ihr Außenseiterstatus war wie ein Vehikel, das den Soziologen auf Distanz zu seinen kulturellen Normalitätsannahmen brachte. Agnes Problem war, dass alles, was sie alltagstheoretisch wusste – vor allem, dass das Geschlecht ohne ihr Zutun unveränderlich gegeben sein sollte – nicht mit ihrer alltäglichen Erfahrung übereinstimmte, dass sie beständig darum besorgt sein musste. Sie war permanent damit beschäftigt, ›durchzukommen‹, d.h. ihr prekäres Aufenthaltsrecht im Frausein abzusichern und der Möglichkeit vorzubeugen, aufzulegen zu können.

Parsons hatte einen Status, der unabhängig von Umständen, Gelegenheiten und Wünschen besteht, als ›zugeschriebenen‹ von jenen Status unterschieden, die Menschen durch Leistungen erreichen. Agnes war aber laufend damit befasst, einen zugeschriebenen Status zu erreichen, also etwas kulturell eigentlich Ausgeschlossenes zu tun und zu erleben. Auch gegen Parsons voluntaristischen Handlungsbegriff richtet sich Garfinkel implizit mit einem Prioritätsargument: Was Menschen tun, realisiert nicht vorrangig ihre persönlichen Ziele, es realisiert primär ihre elementaren kulturellen Grundannahmen von der Welt, die sie bewohnen. Ihre Handlungen zeigen ihnen die Welt an, in der sie handeln.

Die Ereignisse in Agnes Leben konnten alle ihr Frausein beeinträchtigen und waren umgekehrt von ihrem Handeln abhängig. Sie musste sich Fertigkeiten aneignen, ein bestimmtes Auftreten zulegen, angemessene Gefühle und Absichten mobilisieren, und sich biografisch als Frau entwerfen. Agnes war dabei (so Garfinkel) überzeugt davon, tatsächlich und ursprünglich eine Frau zu sein. Sie hätte sich als Lügnerin empfunden, hätte sie sich als Mann ausgegeben. Aber sie konnte nicht davon ausgehen, dass ihre Interaktionspartner ihre Geschlechtszugehörigkeit genauso wahrnehmen würden wie sie selbst. Die Austauschbarkeit von Perspektiven war zerbrochen. Sie musste ihren Anspruch aufs Frausein daher durch laufendes Lernen und Kalkül realisieren. Dafür

entwickelte sie manipulative Taktiken, verschwieg in den Interviews heikle Punkte, beschönigte andere und kontrollierte ihre Darstellung stark. Insofern, so Garfinkel, entspreche ihr Verhalten Goffmans ›impression management‹, man könne sie als Meisterin der Täuschung ansehen. Er hält diese Interpretation aber aus drei Gründen für falsch.

Der erste bezieht sich auf die Temporalität des Handelns. Unter den Situationen des Passing sind viele, auf die spieltheoretische Modelle nicht passen. Spiele sind zeitlich begrenzt, sehen Ausstiegsmöglichkeiten vor, ereignen sich in einer Sinnprovinz außerhalb der Alltagswelt und ermöglichen strategisches Handeln auf der Basis klarer Regeln. Agnes musste aber Verhaltensregeln erst erlernen, deren Beherrschung ihr andere schon unterstellten. So versuchte sie in einem vorauseilenden Nachfolgen, aus den ihr gestellten Fragen die erwarteten Antworten zu entnehmen. Noch weniger spielkompatibel waren alle Ereignisse aus der Paargeschichte mit ihrem Freund Bill. Ihr aktuelles Handeln war eben nicht einfach durch eine Zielstruktur zukunftsgerichtet, es wurde zugleich auf einem interaktionsgeschichtlichen Hintergrund wahrgenommen und es baute bindende Erwartungen für zukünftige Situationen auf, entwarf also Zukunft wie Vergangenheit, während es gerade stattfand. Garfinkel meinte, diese kontinuierliche innere Zeit der Erinnerungen, Erwartungen und Antizipationen widerspreche einer Reduktion auf Episoden, die Goffman mit ›theoretischem Genius‹ und ›verzweifelter Rückgriff auf Metaphern‹ (1967: 167) erzwingt – wie er bissig (und vielleicht ein bisschen neidisch) über den fünf Jahre jüngeren Kollegen notiert.

Der zweite Grund ist, dass Agnes ihren Wissensvorsprung nicht wie ein Täuschen-der nutzte, um Andere hinter das Licht zu führen. Anstelle der Differenz von Vorderbühne und Hinterbühne gehe es vielmehr um die von Vordergrund und Hintergrund, um einen Unterschied der Konzentrationsrichtung. Für die meisten Menschen ist ihr Geschlecht ein selbstverständlich vorausgesetzter Umstand im Hintergrund ihres Alltagslebens. Für Agnes dagegen war es ein Dauerthema von brennender Relevanz. Sie war kontinuierlich mit etwas anderem beschäftigt als Andere, ohne dass diese das wussten – nämlich mit der Sicherung einer grundlegenden Zulassungsbedingung für Interaktionen. Anders als ein Agent mit Doppelleben täuschte sie nicht über ihre wahre Identität hinweg, sie bemäntelte nur Dinge, die andere dazu bringen könnten, sie mit einem Mann zu verwechseln.

Garfinkels dritter und wichtigster Grund ist, dass Agnes ihren Wissensvorsprung überhaupt nicht als strategischen Vorteil, sondern als eine schwere Behinderung erfuhr. Wie man seit Durkheim und Schütz wisse, müssten Handelnde 9/10 einer Situation vertrauensvoll als fraglos gegeben hinnehmen, um rational handeln, also vorausschauend planen, kalkulieren und wählen zu können. Agnes hätte gern in dieser naiven Weise gehandelt, musste aber in ihrer prekären Lage Dinge mit Kalkül behandeln, die Andere einfach hinnehmen können. Ihre Zweckrationalität war nur ein Lückenbüßer für ihre gestörten Routinen. Es war ihr unmöglich, zu vergessen, was sie tat, und einfach zu glauben, was sie sah. Sie fand nicht in den ›Stand der Unschuld‹ zurück, in das gewöhnliche Verkennen der Konstruktionspraxis. Während Agnes als Hauptmanko ihres natürlichen Frauseins ihren Penis betrachtete, war es für Garfinkel ihre hochgradige Expertise in der Darstellung einer Frau. Agnes war die Frau, die zu viel wusste – eine Ethnomethodologin wider Willen, die unfreiwillig die Methoden studierte, mit denen das Frausein hervorgebracht wird.

Gemessen an der ihr erfahrbaren harten Arbeit am Geschlecht waren vorhandene wissenschaftliche Theorien verniedlichend: dass Geschlecht durch biologische Variablen festgelegt sei, dass eine psychische Identität in der frühen Kindheit sicher fixiert werde, oder dass nur vorgefertigte Rollen auszuführen seien. All diese Theorien ignorierten Agnes Erfahrung, dass man das Phänomen einer mit sich identischen, natürlichen Frau ununterbrochen geschehen machen muss: durch Verhaltens- und Sprechweisen, die in jeder Situation aufs Neue so selbstverständlich vollzogen werden als vollzöge man sie nicht gerade:

»We learned from Agnes, who treated sexed persons as cultural events that members make happen, that members' practices alone produce the observable tellable normal sexuality of persons, and do so only, entirely, exclusively in actual, singular, particular occasions through actual witnessed displays of common talk and conduct« (1967: 181).

2. Einordnung und Rezeption

Für die Gender Studies begründete die Agnes-Studie einen soziologischen Geschlechtsbegriff, der Geschlecht prozessualisierte und zweifach neu lokalisierte. Zum einen verlagerte Garfinkel die Geschlechtszugehörigkeit von einem außersozial gegebenen Phänomen ins Zentrum sozialer Prozesse. Zum anderen begann er, sie vom Individuum zu dezentrieren: Personen haben bestimmte Gesten, Gesichter und Haltungen nicht als ihre geschlechtliche Eigenschaft, sie haben umgekehrt ihr Geschlecht nur als Eigenschaft jener Gesten und Tätigkeiten: Es liegt in sozial organisierten Praktiken.

In der Geschichte der Gender Studies ist Garfinkels Studie damit ein Schlüsseltext. Knapp zwei Jahrzehnte vor ihm, 1949, waren Simone de Beauvoirs ›Das andere Geschlecht‹ und Margret Meads ›Mann und Weib‹ erschienen, etwa zeitgleich mit ihm (1968) erschien Robert Stollers ›Sex and Gender‹, das in der Psychoanalyse die ›Geschlechtsidentität‹ etablierte. Ein Jahrzehnt nach ihm (1976) erschienen Foucaults ›Sexualität und Wahrheit‹, das sie wieder dekonstruierte, sowie Goffmans ›Arrangement between the sexes‹. Danach vergingen weitere 13 Jahre bis zu Judith Butlers ›Gender Trouble‹ und Thomas Laqueurs Geschichte der Zweigeschlechtlichkeit (1990).

In dieser Reihe kulturwissenschaftlicher Texte kann man die Aufsätze von Garfinkel und Goffman als einen soziologischen Gegendiskurs zur Psychoanalyse verstehen. In den Worten von Goffman: »There is no gender identity. There is only a schedule for the portrayal of gender« (1976: 8). Tatsächlich stellte Agnes in der langen Kulturgeschichte des Geschlechtswechsels einen wissenschaftsgeschichtlichen Kreuzungspunkt dar. An der Universitätsklinik von Los Angeles wurden gleichzeitig eine Soziologie vergeschlechtlichender Praktiken und jene Psychologie des geschlechtlichen Subjektes begründet, die heute öffentliche Diskurse dominiert. Stoller etablierte an Transsexuellen eine ›core gender identity‹, eine früh angelegte innerpsychische Repräsentanz von Geschlecht. Garfinkel war dagegen der Ansicht, dass es unter der Schädeldecke nichts wirklich Interessantes gab (1963: 190). Er nahm Agnes' Schilderungen und Auftreten nicht als Ausdruck einer tiefen inneren Überzeugung, sondern schlicht als solche: als verbale und

körperliche Performance, die in der Lage war, bei ihren Interaktionspartnern den unabweisbaren Eindruck zu erwecken, dass dieser Mensch eine Frau ist.

Elf Jahre nach Garfinkels Studie erschien Susan Kesslers und Wendy McKennas populäre Monographie zu ethnomethodologischen, ethnologischen und kognitionspsychologischen Gender Studies. Transsexuelle betrachteten sie vor allem als Krise für die Betrachter – ein Aspekt, der bei Garfinkel gänzlich unerwähnt blieb: seine Zweifel an Agnes Geschlechtszugehörigkeit, die Oszillation seiner Wahrnehmung von ihr, die interaktive Bivalenz seiner eigenen Geschlechtszugehörigkeit als gleiche oder andere. Kessler/McKenna widersprechen auch Agnes von Garfinkel übernommener ängstlicher Sichtweise, dass sie ständig durchkommen und um Entdeckung fürchten musste. Nicht ihr Tun allein, sondern auch das ihrer Interaktionspartner, ihre Interaktionsgeschichte und kulturelle Konstanzannahmen arbeiteten für ihre Geschlechtszugehörigkeit. Agnes erscheine bei Garfinkel zu sehr in einem »inneren Drama« gefangen, dem die äußere Entsprechung oft fehle.

Die weitere Rezeption der Agnes-Studie stand stark im Schatten eines Aufsatzes von Candace West und Don Zimmerman von 1987. Der Artikel popularisierte Garfinkels Ansatz und begründete die in USA führende Zeitschrift für Gender Studies, war aber mit zwei klaren Rückschritten gegenüber seinen radikaleren Formulierungen verbunden. Garfinkels kulturalistisch distanzierte Betrachtung von »sexed persons as cultural events that members make happen« (Hvhg. SH), weicht bei West/Zimmerman einer ganz konventionellen Unterscheidung von »sex«, »sex categorization« und »doing gender«. Sie restaurierten die sex/gender-Unterscheidung und verengten das doing gender auf normativ evaluierte Darstellungen männlicher und weiblicher Eigenarten. Im Grunde fassten sie Gender wie eine prozessualisierte Geschlechtsrolle: als einen normativ regulierten Verhaltensstil, mit dem Teilnehmer sich und andere möglichst konform in gegebene soziale Kategorien fügen.

Der zweite Rückschritt bestand in einer Bedeutungsverschiebung der von Garfinkel festgestellten Omnirelevanz von Geschlecht. Er hatte damit die ubiquitäre Hintergrundrelevanz gemeint, die Agnes in jeder sozialen Situation dem Entdeckungsrisiko aussetzte, das sie ohne gültiges Ticket teilnahm. West/Zimmerman sprechen von Omnirelevanz jedoch, weil jedes menschliche Verhalten immer der Frage ausgesetzt sei, ob es hinreichend männlich oder weiblich ist. Sie fragen rhetorisch: »can we ever not do gender?« (1987: 137). Dabei vermischten sie die transsexuelle Obsession mit dem Risiko aufzufliegen mit dem feministischen Motiv, Geschlecht zu einem Master-Status zu erklären, der mit Klasse und Rasse ebenbürtig sei. Der theoretische Folgeschaden war, dass die Kontingenz von Geschlecht, die Garfinkel so klar aufgezeigt hatte, wieder zurückgenommen wurde: Was auch immer Menschen tun, es dreht sich angeblich immer auch um ihr Geschlecht.

Radikalisiert wiederentdeckt wurde der Grundgedanke Garfinkels dagegen 23 Jahre nach der Agnes-Studie im Gewand einer philosophischen Kampfschrift: in Judith Butlers poststrukturalistischer These von der Performativität des Geschlechts: Das Geschlecht wird in situativen Akten inszeniert, es ist durch und durch kulturell, eine sex/gender Unterscheidung obsolet. Diese hatte für Garfinkel auch nie eine Rolle gespielt. So meinte er: Genauso wie ein Wort nur als Wort-in-der-Sprache besteht, existieren Genitalien nur »als Penisse-und-Vaginen-in-der-moralischen-Ordnung-sexuierter-

Personen« (1967: 127), es sind Insignien von »normally sexed membership«. Die Kategorisierung von Personen hatte für ihn einen Primat vor der von Körpern, weil »member« diejenigen kulturellen Objekte sind, deren Inklusion oder Exklusion die Grenzen der Gesellschaft ziehen. Es ist nicht einfach die Person, sondern die Mitgliedschaft, die sexuiert wird: Gesellschaftsmitgliedschaft – im Sinne von normalem Dazugehören – ist ohne Geschlecht nicht zu haben. Zwischen den Geschlechtern war außerhalb der Gesellschaft der 60er Jahre. Garfinkels Geschlechtsbegriff unterscheidet sich aber auch von Butler wie Goffman durch eine besondere Note. Die Praxis der Geschlechterdifferenzierung besteht für ihn nicht aus Spiel und Maskerade, sondern aus Arbeit. »For Agnes the ... normally sexed person consisted of inexorable ... work« (1967: 182). Eine Inszenierung könne jederzeit zugunsten einer anderen beendet werden, während man das Phänomen einer mit sich identischen, natürlichen Frau ununterbrochen geschehen machen muss – »with no time out«.

Zeitgleich mit dem Erscheinen von Butlers Buch fand in der Zeitschrift *Sociological Theory* eine Diskussion der Agnes-Studie als Literatur statt, ausgelöst von einem Beitrag Norman Denzins »Harold and Agnes« (1990). Seine These: Die eigentliche Agnes sei in der Studie nicht enthalten, sie und »Harold« verschmelzen in der monologischen Autorschaft Garfinkels. Denzin hält Garfinkel vor, er habe Agnes Darstellungen als tatsächliche Repräsentation ihrer Aktivitäten genommen und sich selbst zum privilegierten Interpreten ihres Lebens gemacht. Seine Studie kombiniere dafür Stilelemente des ethnografischen Realismus mit solchen des Detektivromans und popkulturellen Elementen des Melodrams: ein verkanntes Geschöpf, ein Happy-End, eine Moral. Von Anfang an habe Garfinkel Agnes als die Frau gesehen, die sie selbst sein wollte, während er selbst zu ihrem männlichen Gegenüber wurde – väterlicher Gesprächspartner und Kavalier – und insofern Teil des Frauseins, das er an ihr »entdeckte«.

Richard Hilbert (1991) entgegnete unter dem Titel »Norman and Sigmund« Denzin verkenne die ethnomethodologische Indifferenz gegenüber der Wahrheit oder Unwahrheit von Geschichten. Lügen seien relevant für die praktischen Zwecke von Agnes, Bill und den Ärzten, nicht aber für Garfinkels Frage nach den Methoden der Weiblichkeit, die die Methoden jeder Frau seien. Auch werde Agnes späte biographische Korrektur von Garfinkel nicht einfach als »die Wahrheit« genommen (wie Denzin es tut): Es sei vielmehr nur eine weitere Version, die nun in der Klinik als wahr genommen werde.

Michael Lynch und David Bogan (1991) bemühen sich darum zu zeigen, dass gerade Garfinkels Text multivokale Züge habe, die Motive der Postmoderne vorwegnehme: Die Figuren in ihm seien eben nicht gradlinig auf die Intention seines Autors hin orientiert: Agnes verweigert viele Antworten; Garfinkel distanziert sich von vielen ihrer Schilderungen und hält fest, wo sie ihm ausweicht; Goffman und Stoller liefern im Text alternative Analysen des Falles, die Garfinkel sowohl benutzt als auch zurückweist usw. Man könne fragen, ob all dies vom Autor arrangiert und dirigiert wurde, oder ob umgekehrt »Garfinkel« nur eine weitere Figur ist, die innerhalb dieses Konzertes von Stimmen positioniert ist.

Ein Punkt, den die Debatte übergang, ist, dass Garfinkels tendenziell stereotype Beschreibung von Agnes das rhetorische Problem lösen musste, ihre nonverbale Verkörperung des Frauseins den Leser:innen in einem Text zu vermitteln. Anders als ihre Auskünfte stellte er Agnes Erscheinung und Verhalten schnell außer Zweifel, weil

sprachliche Mittel hier schnell an Grenzen stoßen, um darzustellen, wie ungebrochen, überzeugend und virtuos-normal Geschlechtswechsler ihre Geschlechtszugehörigkeit verkörpern können. Kann oder will man nicht auf visuelle Medien ausweichen, blieb Garfinkel nur, eine Geschlechterbeziehung zwischen Agnes und den Leser:innen aufzubauen, also eine Frau »vor dem inneren Auge des Lesers entstehen und ›durchgehen‹« zu lassen (Ayaß 2008: 156).

3. Grenzen einer Fallstudie

Die Debatte in Sociological Theory hatte einige Züge einer Schlammschlacht. Die Grenzen der Agnes-Studie lassen sich präziser bestimmen, ohne sie in Gänze zu verwerfen oder zu verteidigen. Sie liegen vor allem in der von Kesser/McKenna monierten überstarken Individualisierung der Geschlechtsarbeit, ihrem unentfalteten Interaktionismus. Garfinkels Beschreibungen lassen durchaus erkennen, wie Agnes Geschlechtszugehörigkeit auch durch Harold praktiziert wurde, aber sie untersuchen sie nicht wirklich als interaktive Koproduktion (»in concert with others«). Sie erwecken vielmehr das Bild einer solitären Sisyphusarbeit. Dieses falsche Bild entsteht aus drei Gründen:

(1) Der erste ist die Erzählperspektive der Studie, die in ihrer Fallspezifität begründet ist. Natürlich muss man Agnes späte Offenbarung nicht einfach für »die Wahrheit« halten, und Garfinkel präsentiert sie auch den Lesern »wie eine stille Post ... (vom Typ A hat B gesagt, dass C gesagt hat)« (Ayaß 2008: 156). Das war geschickt, zeigte sich aber auch reichlich unerschütterlich. Denn diese Darstellung von Agnes Geständnis übergeht, dass ihre Selbstdarstellung tatsächlich mehr Züge einer Täuschung à la Goffman hatte. Zwar entsprang Agnes Schwindelei nicht dem strategischen Kalkül eines Mannes, ein Frausein vorzutäuschen, sondern der Angst einer Frau, ihre Brüste zu verlieren. Insofern ist Garfinkels Studie gegen Agnes Eröffnung »robust«. Tangiert wird sie aber in seiner Wahl der Beispiele für ihr Passing: Als Intersexuelle gerahmt, erschien sie ihm offenbar primär als penistragende Frau. Agnes Obsession mit diesem (damals) monströsen Stigma teilte alle ihre Interaktionspartner in Mitwisser und Ahnungslose. Und Agnes brennendstes Wissen war eben nicht, wie Menschen ihr Geschlecht hervorbringen, sondern was sie nicht mitteilen konnte, ohne ihres zu verlieren. Garfinkels Studie ist aus der Perspektive eines Mitwissers von Agnes Geheimnis geschrieben. Sie teilte Garfinkel nicht primär implizites, sondern vor allem einsames Wissen mit.

Dies tangiert die Reichweite der Aussagen der Studie. Richtig ist, dass Transsexuelle eine besonders klare Sicht auf kulturelle Basisannahmen haben. Falsch ist aber der kulturelle Holismus, der jeden Informanten zu einem »Repräsentanten« des Alltagslebens erklärt. Transsexuelle tun etwas qualitativ anderes als Nicht-Transsexuelle. Don Zimmerman (1992) stellt mit Recht fest, das doing gender nicht für jeden »passing« sei. Wenn »passing« (so Garfinkel) die Arbeit ist, das Recht auf einen gewählten Geschlechtsstatus zu erwerben, während man ständig der Möglichkeit seines Entzugs vorbeugen muss, dann ist es ein Spezialfall der Erlangung von Geschlechtsgeltung ganz in der Nähe zu Täuschungspraktiken. Gerade Goffman (1976, 1977) identifizierte dagegen das gewöhnliche Bezugsproblem der Geschlechtsdarstellung: kein dramatisches Stigma, über das hinwegzutäuschen wäre, sondern die unzähligen kleinen Makel, aufgrund derer wir in

unserer Geschlechtszugehörigkeit als ›unweiblich‹ oder ›unmännlich‹ abgewertet werden können. Gewöhnliche Geschlechtsdarstellungen sind nicht durch Entdeckungsrissen motiviert, sondern durch narzisstische Verluste und Gewinnchancen.

(2) Der zweite Aspekt, der zu Agnes ›Vereinsamung‹ beitrug, ist das Datenmaterial der Studie. Garfinkels Interviewdaten lassen ihn die Interaktivität der Geschlechtsproduktion keineswegs übersehen, er unterschätzte aber den beträchtlichen Anteil, den Interaktionspartner, inklusive seiner selbst, an einem Geschlechtswechsel haben. Es sind unverzichtbare Ko-Transsexuelle. Garfinkel schenkt den diskursiven Praktiken volle Aufmerksamkeit, den Ausreden, dem Gesprächsverhalten, den biografischen Geschichten; dagegen sind Agnes Körperdisziplin, ihr Aussehen, ihre Bewegungen für heutige Maßstäbe unterbelichtet. Wie Agnes ihr Frausein hervorbrachte, dürfte Garfinkel aber viel weniger aus ihren Äußerungen, sondern am eigenen Leib erfahren haben: aus einer Interaktionserfahrung, die er nur zur Illustration des Falles einsetzte.

Zum Verständnis dieser Interaktion muss man sich zwei Dinge vergegenwärtigen: Zum einen, dass ihre beiden Teilnehmer ein 42-jähriger und eine 19-jährige waren. Zum anderen, dass man im Umgang mit Transsexuellen zu einer körperlichen Entscheidung gezwungen ist, ihrem Selbstentwurf zu folgen oder ihn abzulehnen: Da jede Geschlechtszugehörigkeit in zahllosen interaktiven Details (Proxemik, Blickführung, Stimmführung, Themenwahl etc.) praktiziert wird, lässt sich eine ›kognitive Indifferenz‹ ihr gegenüber nicht stabilisieren. Ihre Darstellung enthält starke Aufforderungen zum Mitvollzug, denen man sich schlecht entziehen kann: »Lass uns mich als Frau darstellen!« Wenn sie aber kontrovers ist wie bei Agnes, dann ist der Mitvollzug eine Stellungnahme. Auch deshalb ist Garfinkels Text zugunsten von Agnes Frausein ›abgedichtet‹. Wir erfahren von keinerlei Zweifel seines Autors. Stattdessen nimmt er seine verletzbare Heldin ›in Schutz‹ vor psychiatrischem Misstrauen und soziologischer Ignoranz.

(3) Der dritte Grund für Agnes ›Vereinsamung‹ liegt im Sog des Feldes, in dem die Studie stattfand. Trotz seiner depathologisierenden Grundeinstellung partizipierte Garfinkel an der klinischen Individualisierung von Agnes. Seine Distinktion ihrer Person von den »Transsexualisten« und seine um Faktizität bemühte Beschreibungssprache kann im historischen Kontext der Legitimationsprobleme bei der historisch jungen Involvierung der Universitätsmedizin in den Geschlechtswechsel verstanden werden. Diese Probleme wurden damals diagnostisch gewendet: Man wollte nur sexuell ehrenwerte, psychisch stabile Patienten behandeln. Garfinkels Studie ist an dieser Wendung beteiligt: Seine Prosa beeindruckt rhetorisch durch eine scheinbar urteilslos-freundliche Halbdistanz zu Agnes Schilderungen, die ihn selbst wie einen wissenschaftlichen Fels in der Brandung erscheinen lässt. Die Studie partizipiert insofern an der diagnostischen Perspektive der Ärzte, als sie vollständig auf Agnes Verhalten fokussierte und seines vernachlässigte. Insofern blieb die Studie im Rahmen einer klinischen Episteme. In den psychoanalytischen Begriffen eben dieser Episteme könnte man sagen: Garfinkels Involvierung in die Geschlechterbeziehung mit Agnes bestand darin, dass er die von ihr erlebte Spaltung zwischen ihr und einer feindlichen Welt auf das Bild einer von der Soziologie unverstandenen Akteurin ›projizierte‹. Wo die Klinik Patienten wie Agnes für die Etablierung ihrer Behandlungsprogramme pathologisierte, brauchte Gar-

finkel sie in seinem Feldzug gegen die dominante Soziologie seiner Zeit als Ikone einer menschlichen Schaffensleistung.

4. Grenzen der Ethnomethodologie

Anfällig war die Agnes-Studie für diese Verzerrungen wegen der theoretischen Haltung ihres Autors. Sie ist der vierte Grund für Agnes Vereinsamung. Im ödipalen Dreieck zwischen ›Talcott‹ und ›Alfred‹ sozialisiert, sah Garfinkel die soziale Welt zwar nicht mehr wie Schütz im menschlichen Bewusstsein, aber doch ganz in menschlichen Handlungsleistungen entstehen. Einerseits ist sein Ausdruck »make happen« viel subtiler in der Kennzeichnung des Handlungscharakters von Geschlechtszugehörigkeit als das ›doing gender‹: Das Geschlecht wird geschehen gelassen, nur zum Laufen gebracht. Andererseits muss man diesen Handlungscharakter angesichts von Agnes Ausnahmelage noch viel schwächer veranschlagen. Denn nimmt man Garfinkels theoretische Kernthese, dass Handelnde sich ihre Welt erhandeln, die Gesellschaft also permanent verkörpern, beim Wort, dann sind seine Akteure angesichts der Summe all ihrer Doings chronisch überarbeitet. Garfinkel hat Parsons' unselbständige Marionetten mit ebenso unrealistischen hyperaktiven Helden der sozialen Arbeit konfrontiert. Erträglich wird seine theoretische Überforderung von Akteuren nur, wenn man zwei Dinge konzidiert: 1. dass sie all dies eben nicht unentwegt wie Agnes, sondern höchst episodisch tun, und 2. dass es zahlreiche soziale Strukturen gibt, die sie von dieser Arbeit entlasten.

(1) Der episodische Charakter der Doings wird von der Fallspezifität der Agnes-Studie vollständig verdeckt. Der Vorteil von transsexuellen Informanten für die Analyse kultureller Normalität ist ihr Nachteil für die Frage der differentiellen Relevanz von Geschlecht: Transsexuelle haben notgedrungen eine thematische Obsession mit Geschlecht, es ist für sie tatsächlich in jeder Hinsicht omnirelevant – mit beinahe »no time out«. Die theoretische Grundvorstellung eines praktischen Tuns von sozialen Tatsachen impliziert aber unmittelbar, dass sie auch nicht getan werden können, ihr Vollzug also unterbrochen oder eingestellt werden kann. Wer also von doing gender spricht, kann von undoing gender (Hirschauer 1994) oder vom not doing gender at all schlecht schweigen.

Die Hervorbringung der Geschlechterdifferenz ist nicht die Daueranstrengung, als die Transsexuelle sie erfahren, sie ist eine sich in Interaktionen wiederholende oder eben aussetzende Praxis, die ›Geschlechter‹ unterscheidet oder ununterschieden lässt. Geschlechtskonstruktionen sind nur Episoden, in denen Geschlecht in der Konkurrenz mit zahllosen anderen Praktiken der membership categorization in sozialen Situationen auftaucht und verschwindet (Hirschauer 2014). Die Frage der Beständigkeit der Geschlechterdifferenz stellt sich dann nicht mehr primär als Frage nach der Dauerhaftigkeit individueller Geschlechtszugehörigkeit, sondern als Frage nach der ubiquitären Wiederholung geschlechtskonstruierender Episoden. Anders als synthetische Bilder, die in hoher Auflage identisch reproduziert und über Vertriebswege distribuiert werden, werden situative Darstellungen zu den verschiedensten Gelegenheiten ähnlich wiederholt hervorgebracht. Wie ist ihr Verbreitungsmodus? Eben dies gehört zu den Ausgangsfragen der Praxistheorie bei Bourdieu und Giddens.

(2) Im Hinblick auf die Konstruktionsleistung von Akteuren reklamierte Garfinkel (ich übersetze): »dass die Geschlechtszugehörigkeit allein durch die Praktiken von Teilnehmern geschehen gemacht wird, und zwar gänzlich und ausschließlich durch bezugte Darbietungen gewöhnlichen Tuns und Sprechens in konkreten und je einzigartigen Situationen« (1967: 181). Das war schön gesagt – aber trotzdem falsch. Schon innerhalb der Mikrosoziologie sind drei Einwände zu machen:

a) Der erste betrifft die von Kessler/McKenna aufgezeigte Beteiligung kognitiver Prozesse. Vielleicht kann man den Schädel von Ego soziologisch vernachlässigen, aber nicht den von Alter. Die sog. »Geschlechtsidentität« ist jene Kategorisierung, mit der jemand an der Wahrnehmung seiner Person durch Andere teilnimmt, und d.h. in der Regel: sie mitvollzieht. Er oder sie ist eines jener Gehirne, die durch zeitgenössische Diskurse geprägt werden. Instruktiv waren hier soziolinguistische Versuche, das sprachliche Doing Gender im Sprechverhalten nachzuweisen. Sie scheiterten oft daran, dass identisches Sprechen oder Schreiben erst durch Hörweisen und Lesweisen gegendert wurden (Gottburgsen u.a. 2005). Die selbsttätige Wahrnehmung ist also ein soziologisch ernstzunehmender Faktor im Zusammenspiel verschiedener Sinnschichten: Gewisse Verhaltensdifferenzen im Sprechstil von Männern und Frauen (Genderlekte), die stark in verschiedenen Statuspositionen wurzeln (dominantes vs. submissives Sprechen) können durch Etikettbücher normativ gefordert, aber auch durch differenzfeministische Diskurse hyperstereotypisiert werden. Wenn Hörer dann sowohl normativ als auch kognitiv erwarten, dass Männer und Frauen verschieden sprechen, werden sie auch gleiches Sprechen eher verschieden hören. Es gibt eben doch Interessantes unter der Schädeldecke.

b) Zweitens spricht gegen eine verhaltenswissenschaftliche Verengung der Geschlechtskonstruktion das Gewicht kultureller Zeichensysteme. Man kann »Geschlechter« nicht unterscheiden, ohne zugleich Kleidungsstücke, Körperhaltungen, Frisuren, Namen, Pronomen, Affekte, Waren und Tätigkeiten zu genderisieren. Und das meiste, was in einer Situation zum Einsatz kommt, entstammt eben nicht dieser Situation (Latour 2001). Neben Garfinkels praxeologischer Neulokalisierung des Geschlechts ist also eine semiotische vorzunehmen: Das Geschlecht von Personen ist nur ein Fall der Genderisierung vieler kultureller Objekte, die den Darstellungsleistungen von Handelnden eine dauerhafte Infrastruktur bieten.

c) Drittens wies besonders Goffman (1977) auf die Mitwirkung sozialstruktureller Bedingungen an Geschlechtsdarstellungen hin: *institutional genderisms*, die wie interaktive Darstellungen Geschlechtsunterschiede augenfällig machen – etwa die Segregation von Sportdisziplinen und sanitären Anlagen – sowie Arrangements, die soziale Situationen als Gelegenheiten der Geschlechtsdarstellung vorstrukturieren, etwa Paarbildungsregeln, die Menschen mit gewissen Abständen des Alters und der Körpergröße zusammenbringen. Für Goffman waren Interaktionspartner nicht einfach individuelle Menschen mit ethnomethodischer Kompetenz in ihren Händen, es sind Akteure, die unter Beteiligung eines Dritten (nämlich kultureller Skripte) interagieren, das sie nutzen und manipulieren, das aber auch umgekehrt sie steuert und mit ihnen Schlitten fährt.

Garfinkel und Goffman unterscheiden sich in den wissenssoziologischen Fragen, die sie beantworten, ohne sie zu stellen. Garfinkel fragte »Wie lässt mich jemand sich in

einer Begegnung als eine Frau erleben?«. Seine Antwort: durch ihre staunenswürdigen Darstellungsleistungen. Goffman fragte: »Was lässt mich in meiner Gesellschaft alles an zwei Geschlechter glauben?« Seine Antwort hieß *institutional reflexivity*: Interaktive Geschlechtsdarstellungen bestätigen ein kulturelles Wissen von der Zweigeschlechtlichkeit, das zur Legitimation von transsituativen institutionellen Arrangements verwendet wird, die wiederum Gelegenheiten für interaktive Geschlechtsdarstellungen schaffen. Goffman mag also die innere Zeit des biografischen Erlebens zugunsten der episodischen Zeit vernachlässigt haben (hier hat Garfinkel Recht), aber da ist nicht nur die biografische Temporalität, sondern auch eine historische. Goffman bettete soziale Situationen besser in eine gesellschaftliche Zeit ein.

Es ist also nicht nur die Sisypusarbeit des sich selbst situativ darstellenden und biografisch entwerfenden Akteurs, die das Geschlecht hervorbringt. Es sind die konzentrierten Leistungen von Interaktionspartnern, die Selbsttätigkeit ihrer sozialisierten Wahrnehmung, Interaktionsskripte, die von ihren Motiven Besitz ergreifen, und institutionelle Arrangements, die ihr Tun tragen, triggern und substituieren können. Erst auf Basis einer so kontextuierten Mikrosoziologie lassen sich auch Anschlüsse an weitere gesellschaftliche Phänomene herstellen, die die Zweigeschlechtlichkeit unabhängig von biologischen und psychologischen Annahmen zu einer selbsttragenden sozialen Konstruktion machen: Strukturen der Sprache und des Arbeitsmarktes, historische Diskursformationen und mediale Infrastrukturen. Natürlich müssen fast alle sozialen Prozesse durch das Nadelöhr von Situationen hindurch, aber dieses Argument gilt genauso für Kognitionen, Diskurse, Erwartungsstrukturen usw.

Goffmans Maxime »Betrachte menschliches Verhalten so, als beruhe es auf einer Inszenierung« hatte dieselbe heuristische Funktion wie die ethnomethodologische Maxime »Betrachte jedes Phänomen so, als würde es gerade erst gemacht.« Beides diente dem mikrosoziologischen Aufbrechen einer routiniert gedeuteten alltagsweltlichen Normalität als Kompositum von Praktiken. Beides reicht aber auch nicht aus, um den grundlagentheoretischen Anspruch zu erfüllen, menschliches Tun soziologisch zu verstehen. Denn solche Heuristiken besagen eben nicht, dass soziale Phänomene tatsächlich inszeniert oder stets gerade erst gemacht würden. Goffmans Theatermetapher oder das ethnomethodologische ›doing being X‹ waren methodologische Verfremdungsmaßnahmen, um die Aufmerksamkeit auf die praktische Vollzugsbedürftigkeit von sozialen Tatsachen zu lenken. Als sozialtheoretische Begriffsvorschläge, die ernsthaft zum soziologischen Verständnis menschlichen Tuns beitragen, sind sie unbrauchbar, weil sie einen methodologischen Situationismus in einen ontologischen kippen lassen.

5. Auf zur Post-Ethnomethodologie!

Garfinkels Agnes-Studie war in den Gender Studies eine einsame Pionierleistung. Dass ihr Grundgedanke erst 23 Jahre später im Rahmen einer postfeministischen Philosophie zündete, hat zwei unerfreuliche Gründe: zum einen die ethnomethodologisch schwer erträgliche Politisierung der Gender Studies, die sich schon der Rezeption von Autor:innen mit Namen wie Harold oder Erving verschloss; zum anderen Garfinkels sek-

tiererischer Gestus, mit dem dieser seinerseits die Ethnomethodologie von den Sozialwissenschaften abgrenzte. Garfinkel hat die Ethnomethodologie erfolgreich aus den meisten Lehrbüchern der soziologischen Theorie herausgetrotzt.

Die tiefsten Beschränkungen der Agnes-Studie für ein soziologisches Verständnis der Geschlechterdifferenzierung liegen in seinem Antiparsonianismus. Die Übermächtigkeit von Talcott Parsons in Garfinkels prägenden Jahren lässt den Strukturfunktionalismus bis heute auf das Programm der Ethnomethodologie (und auch einige andere Zweige des interpretativen Paradigmas) wirken. Parsons Theorie ist das unsichtbare schwarze Loch in der Ethnomethodologie, das die Kräfte ausrichtet und Tabuzonen schafft. Die Begründung von Garfinkels Ansatz erinnert in vielem an die historische Begründung der Volkskunde in Reaktion auf den Modernismus der Soziologie. Die Ethnomethodologie war eine quasi volkscundliche Schreckreaktion auf die begriffliche ›Kolonisierung‹ der Gesellschaft durch Parsons' Theorie. So entstand eine antithetisch radikalisierte Mikrosoziologie, die den Bewusstseins-Monadismus der Phänomenologie in einen ebenso monadischen Situationismus übersetzte (Hirschauer 2015). Garfinkels Ethnomethodologie ist ein auf seinen Doktorvater fixierter Gegendiskurs, der zusammen mit dem Strukturfunktionalismus an Bedeutung verlieren musste. Auf Parsons folgten fast nur Antiparsonianer. Viel glimpflicher ging die Geschichte dagegen für den Strukturalismus aus, der seit Jahrzehnten attraktive Theorieangebote hervorbringt, die sich in Kontinuität wie scharfer Distinktion zu ihm positionierten: Poststrukturalisten. Die zwei Grundfragen aller ›Posts‹ hat Bourdieu (1976) exemplarisch an Levi-Strauss vorgeführt: Was war der Gewinn für das Fach, was war eine Sackgasse?

Was die Ethnomethodologie vor allem anderen auszeichnet, ist ihr rigoroser Empirismus: die Demut vor den Phänomenen, der Respekt vor den Leuten und die Geduld mit den Daten. In dieser Hinsicht war sie weit mehr als die wissenschaftlichen Benimmregeln, die heute unter dem Etikett ›Forschungsethik‹ verhandelt werden. Sie war und ist eine Ethik des Forschens, die die gesamte qualitative Sozialforschung maßgeblich geprägt hat. Sie hat damit den Begriff des Empirischen, der auf irreführende Weise von einem sehr empiriefernen Forschungsstil besetzt wird, auf neue Weise gefüllt. Ethnomethodologie ist empirische Sozialforschung par excellence. Sie hat eine elementare soziologische Kulturtechnik geschaffen: die sozialwissenschaftliche Disziplin, eine soziale Situation in ihren eigenen Termini (denen der Praxis) zu beschreiben. Während die Statistik der Soziologie eine objektivierende (etische) Makroanalyse sozialer Phänomene bietet, bietet ihr die Ethnomethodologie eine wissenssoziologische Mikroanalyse: eine emische Betrachtung der Konstitutionsformen des Sozialen.

Als Methodologie ausformuliert, bezieht die Ethnomethodologie damit eine disputable Position, die schon in ihren Reihen in den Diskussionen um das ›unique adequacy requirement‹ kontrovers war: dass es nämlich solche ureigenen, kulturähnlichen Termini einer Situation tatsächlich gibt, so dass sich empfiehlt, nur die Sprache der Teilnehmer vorsichtig fortzuentwickeln. Das kann man anders sehen, und zwar aus historisch immer besser werdenden Gründen. Die ›allgemeinen Strukturen der Lebenswelt‹ sind historisch und kulturell spezifische Strukturen. Das lässt angesichts der Perspektivität und kulturellen Heterogenität des ›Alltags‹ den Bedarf an eigenwilligen soziologischen Beschreibungen steigen. Was den Handelnden hilft, sich aneinander zu orientieren, sind auf einer ersten Ebene jene (wenig glücklich ›Accounts‹ genannten) metakommu-

nikativen Selbstkennzeichnungen ihres Tuns, auf einer zweiten Ebene ihre verbalen Beschreibungen und Deutungen dieses Tuns. Es gibt gute Gründe, die Aufgabe der Soziologie auf einer dritten Ebene anzusiedeln: durch analytische oder durch dichte Beschreibungen Beobachterversionen dieser Praxis anzufertigen.

In theoretischer Hinsicht bleibt die Ethnomethodologie ein von Garfinkel sorgfältig getarntes und unvollendetes Projekt – angefangen bei der Wahl des Markennamens »Ethno?« - »Methodologie?« zuungunsten der auch einmal erwogenen »Neopraxeologie«. Angesichts dessen erscheint es kurios, wenn sich Soziolog:innen auch zwei Generationen nach Garfinkel wie Marionetten an die Fäden des Großvaters und seiner Feindbilder aus den Theoriefronten der Nachkriegszeit hängen. Viele sozialtheoretische Impulse Garfinkels sind in die Startphase der Praxistheorien eingegangen, viele werden heute aber auch fälschlich Pierre Bourdieu zugeschrieben, eben weil sich Garfinkel so keusch dem theoretischen Diskurs verweigerte. Es gibt aber keinen Grund mehr, seinen Antiszientismus gegen Parsons (und dessen Typus von Sozialtheorie) zu kontinuieren, wenn längst andere Theorien das Feld bestimmen. Ebenso wenig gibt es einen Grund, die soziologische Kulturtechnik der Ethnomethodologie weiter zu einer soziologischen Weltanschauung zu überhöhen. Heute geht es darum, die von Garfinkel so vehement vor Augen geführte Mikro-Logik der Praxis auch sozialtheoretisch zu Gehör zu bringen (Hirschauer 2016).

Sein Ansatz ist erfolgreich diffundiert und hat starke Bündnispartner im Streit gegen theoretische Theorie und ein szientistisches Wissenschaftsverständnis bekommen. Die Ethnomethodologie bleibt aber nur dort einflussreich, wo sie ihren situationistischen Basisclaim relativiert und sich weiter für ihre disziplinären Nachbarn öffnet: die studies of work hin zur Analyse materialer Infrastrukturen, die Konversationsanalyse hin zur historischen Diskursanalyse, die verstreuten theoretischen Konzepte hin zur aktuellen Fortentwicklung der Praxistheorie. Garfinkels Ethnomethodologie war immer auch eine Anklage gegen schlechte szientistische Soziologie. Die empirische und konzeptuelle Arbeit an einer anderen Soziologie ist Aufgabe der Post-Ethnomethodologie.

Literatur

- Ayaß, Ruth (2008): *Kommunikation und Geschlecht*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bourdieu, Pierre (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Denzin, Norman (1990): Harold and Agnes. A Feminist Narrative Undoing, *Sociological Theory* 8: 198-216.
- Dewey, John, (1939): *Theory of Valuation*. Chicago.
- Eberle, Thomas (2008): Phänomenologie und Ethnomethodologie. S. 151-161 in: Raab, Jürgen; Pfadenhauer, Michaela; Stegmaier, Peter; Dreher, Jochen & Schnettler, Bernt (Hg.): *Phänomenologie und Ethnomethodologie*. Wiesbaden: VS.
- Garfinkel, H. (1963): A conception of, and experiments with, »trust« as a condition of stable concerted action. In O. J. Harvey (Ed.), *Motivation and social interaction* (pp. 187-238). New York: Ronald Press.
- Goffman, Erving (1976): *Gender Advertisements*. Cambridge: Harvard University Press.

- Goffman, Erving (1977): The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society* Jg. 4: 301-331.
- Gottburgsen, A./Oelkers, S./Braun, F./Eckes, T. (2005): Werden Frauen und Männer im Bewerbungsgespräch unterschiedlich wahrgenommen? In: *Linguistische Berichte* 204: 477-508.
- Hilbert, R. (1991): Norman and Sigmund: Comment on Denzin's ›Harold and Agnes‹. *Sociological Theory* 9: 264-268.
- Hirschauer, S. (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46: 668-692.
- Hirschauer, S. (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43: 170 – 191.
- Hirschauer, S. (2015): Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivität jenseits von Mikro und Makro. *Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft ›Interaktion, Organisation und Gesellschaft revisited‹*, S. 109 – 133.
- Hirschauer, S. (2016): Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. S. 45 – 67 in H. Schäfer (Hg.) *Praxistheorie. Ein Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript.
- Kessler, Susan und Wendy McKenna (1978): *Gender – An Ethnomethodological Approach*, New York: Wiley.
- Latour, Bruno (2001): Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität. *Berliner Journal für Soziologie* 2001: 237-252.
- Lynch, Michael/Bogan D. (1991): In Defense of a Dada-Driven Analysis. *Sociological Theory* 9: 269-276.
- Rogers, Mary u.a. (1992): They all were passing: Agnes, Garfinkel, and Company. *Gender & Society* 6: 169-191.
- West, Candace und Don H. Zimmerman (1987): Doing Gender, *Gender & Society* 1: 125-151.
- Zimmerman, Don H. (1992): They were all doing gender, but they weren't all passing. *Gender & Society* 2: 192 – 198.